

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 21 (1913)
Heft: 21

Artikel: Die Sintflut : (Fortsetzung)
Autor: Rohrer, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eine solche Vergeltung natürlich vom Buddhismus nicht gemeint ist; vielmehr eine in viel höherem Sinne, die die Fortentwicklung der ganzen Menschheit im Auge hat; im Sinne des Dichtervortes: „Das also ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“.

Wir wollen uns nun noch die Frage vorlegen: welche Vorteile hätte der Monismus von einer engeren Fühlungnahme mit dem modernen Buddhismus zu erwarten? Da ist zunächst zu bedenken, daß der Buddhismus im Besitze dessen ist, was wir in Europa sehnlichst erstreben, aber bisher noch immer nicht erreicht haben: eine festgefügte, gut fundierte Ethik, die unabhängig ist von allen metaphysischen Dogmen. In dieser Beziehung kann uns der Buddhismus geradezu als Vorbild gelten. In monistischen Kreisen herrscht in dieser Beziehung vorläufig noch unsicheres Herumtappen und Suchen, ohne dabei zu einem allgemeingültigen Resultat gekommen zu sein. Mit allgemeinen Begriffen wird man dem Volke gegenüber nie etwas erreichen, man muß ihm klar und deutlich sagen, wie der Einzelne zu handeln hat. Dies haben auch die Monisten empfunden und demgemäß wurden schon wiederholt Versuche gemacht, diese Lücke auszufüllen. Ich brauche hier nur an die „10 Gebote der Vernunft“ und an die „10 Gebote des Freien“ zu erinnern (Monismus VII p. 601). Ich halte es für gänzlich verfehlt, in dieser Weise das Judentum, zu dem jeder echte Monismus in diametralem Gegensatz steht, zu kopieren. Gerade hier hätte eben der Buddhismus einzugreifen und durch seine Lehren das Fehlende zu ergänzen. Allerdings Gebote kennt der Buddhismus als konsequenter Monismus nicht: es gibt keinen Gott, daher niemanden, der uns etwas gebieten könnte! Die höchste Instanz ist die Vernunft, an die auch hier wieder appelliert wird. Daher werden die buddhistischen Lebensregeln auch nicht in der Form von Geboten dargestellt, sondern als Ausdruck der auf Grund vernunftgemäßer Ueberlegung freiwillig übernommenen Verpflichtungen in der sogenannten fünffachen Gelöbnisformel: „Ich gelobe, lebende Wesen nicht zu töten; nichts wegzunehmen, was mir nicht gegeben ist; mich unerlaubten Geschlechtsverkehrs zu enthalten; nicht zu lügen; mich nicht zu berauschen.“ Diese Verpflichtungen nimmt der Buddhist aus Vernunftgründen freiwillig auf sich, ohne durch irgend eine höhere Autorität dazu gezwungen zu werden: Gewissenszwang kennt der Buddhismus nicht! Durch die freiwillige Uebernahme dieser Verpflichtungen, durch das Aussprechen dieser fünffachen Gelöbnisformel wird man Buddhist, ganz abgesehen davon, ob man im übrigen mit der Welt- und Lebensauffassung Buddha's übereinstimmt oder nicht.

Ein anderer Vorteil, der sich aus dem Zusammengehen des Monismus mit dem Buddhismus ergäbe, wäre der folgende: die Gegner suchen den Monismus häufig durch den Einwand zu diskreditieren, der namentlich in den der Regierung nahe stehenden Kreisen viel Beachtung findet, daß nämlich eine atheistische Weltanschauung nicht die Grundlage für eine Religion, für eine moralische Weiterentwicklung, für ein geordnetes Staatswesen bilden kann. Trotz aller Proteste von monistischer Seite wird dieser Einwurf immer und immer wieder vorgebracht. Er wäre nun am leichtesten zu entkräften, wenn sich der moderne Monismus mit dem schon seit zweieinhalb Jahrtausenden bestehenden Buddhismus solidarisch erklärte und darauf hinwies, daß diese atheistische Religion eine längere Geschichte hinter sich hat als das Christentum und sich während dieser ganzen Zeit in Ostasien als Staatsreligion überall bewährt hat. Auch wäre die Anerkennung des Monismus unter diesem Hinweis wohl viel leichter durchzusetzen, die Befreiung der Schule und des Staates von der Kirche leichter zu erreichen als bisher; umsomehr da ja die buddhistischen Staaten dem Christentum fei-

nerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, so daß sie also auch wohl ein gewisses Recht hätten, ein ähnliches Entgegenkommen von seiten der europäischen Staaten dem Buddhismus gegenüber zu erwarten.

Schließlich würde auch noch eine andere Lücke des Monismus durch den Buddhismus ausgefüllt: es fehlt dem ersteren eine „heilige Schrift“, die aus dem Volke zum Volke redet und so durch ihre zahlreichen, dem täglichen Leben entnommenen Erzählungen, Bilder und Gleichnisse dem Volke erst das übermittelt und seinem Ideenkreise anpaßt, was die philosophische Forschung ergeben. Hier bietet der buddhistische Kanon eine reiche Auswahl von geeigneten Schriften, die berufen sind seine Lehren im Volk zu verbreiten. Mit wissenschaftlichen Abhandlungen wird man das Volk nie zu einer Lehre bekehren, sondern seinen Wirkungskreis dabei immer nur auf einige wenige beschränken. Also auch die raschere Ausbreitung der monistisch-buddhistischen Anschauungen würde durch ein Zusammengehen beider Richtungen ganz wesentlich gefördert. Es ist daher kein Wunder, sondern nur ganz selbstverständlich, daß in andern Ländern diese Harmonie bereits erzielt ist, z. B. in Amerika, wo der bedeutendste Vertreter des Buddhismus, B. Carus, gleichzeitig auch für den Monismus tätig ist. Sicherlich wird es auch in Deutschland zu einer solchen Annäherung der beiden so eng verwandten Richtungen zum Vorteile beider ehebaldigst kommen.

Die Sintflut.

Von Josef Rohrer (Basel).

(Fortsetzung.)

Was hatte die Sintflut überhaupt für einen Zweck? Woher kam sie? Aus Jahwes böser Galle, aus Meger, Kümmeris und Reue Gottes, wie die Bibel selbst sagt, nicht aus Gerechtigkeit, wovon die Bibel nichts sagt. Und was war das auch für eine saubere Art Gerechtigkeit gewesen: Geschlechter vorher und nachher, die ebenso schlimm waren, verschonen und nur grad diesem Geschlecht die ungleiche Elle anmessen! Ausdrücklich bekennet Jahwe nach der Flut, wie ein schuldberaubtes kleines Kind, das heulend verspricht, es nicht mehr zu tun: „Ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen (Zauberfluch!) um der Menschen willen, denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Ich will hinfort nicht mehr alles Lebendige schlagen, wie ich getan habe“ (1 Mos. 8, 21 ff.). Freilich etwas spätere Reue und Einsicht, nachdem Millionen unschuldiger Kinder und Säuglinge ertrunken waren! Sonderbar ist es auch, daß Gott entweder die Fruchtlosigkeit seines Strafverfahrens nicht vorhergesehen haben sollte, da die Menschen, laut Bibel, nicht besser wurden, oder trotzdem Zweckloses vollführte. Darum spottete Chamfort mit Recht: „Nur die Nutzlosigkeit der ersten Sintflut hinderte Gott, eine zweite zu schicken“. Es scheint, daß ähnliche, begründete Reden früh schon auftauchten; denn bereits der Erzähler von Sodoms Untergang und Abrahams Fürbitte für die Leute läßt letzteren zu Jahwe die freimütigen Worte sprechen: „Ferne sei es von dir, so etwas zu tun, daß du Unschuldige und Schuldige zugleich tötest, und es dem Unschuldigen erginge wie dem Schuldigen. Das sei ferne von dir! Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Gerechtigkeit üben?“ (Mos. 18, 25). Dieses Einen wohlthätigen Liebes willen, mit der feinen Anspielung auf die vorangegangene Sintflut, seien Vater Abraham sämtliche Lügnerereien in Gnaden verziehen.

Der französische Geistliche und Philosoph Malebranche mißte einst, als man ihm vorhielt, die Tiere hätten die Folgen des Sündenfalls und der Sintflut mit

zu tragen gehabt, und das unschuldig — „je nun“, wickelte er, „sie werden halt verbotenes Gras gefressen haben.“ Aber die Sache ist furchtbar ernst, denn jedes Tier fühlt Schmerz wie wir. Nicht viel schwerer als der geistreiche Franzose machte sich der Bibelschreiber die Sache, indem er einen alten Sagenzug von der seligen Urzeit verwendete. Der Heide Ovid sagt vom goldenen Zeitalter: „Alle Lebewesen waren noch ohne Nachstellung, keine List befürchtend, friedenvoll“ (Met. 15, 102 ff.), d. h. auch die Raubtiere versielen erst später auf ihre Fleischfressereien und entarteten aus bösem Willen. Das wollen auch die Bibelworte besagen (1 Mos. 6, 12 ff.): „Da sah Gott, daß die Erde arg verderbt war, denn alles Fleisch (auch die Tiere!) hatte seinen Wandel verderbt auf Erden. Da sprach Gott zu Noach: Das Ende alles Fleisches ist bei mir beschlossen, denn voll ist die Erde von Frevel, den sie verüben“. Das Gleiche weiß noch das Buch der Jubiläen (5, 2): „Die Gewalttätigkeit nahm zu auf der Erde (zur Zeit der Flut), denn alles Fleisch verderbte seinen Wandel vom Menschen bis zum Vieh und bis zu den Tieren. Sie alle verderbten ihre Sitten und begannen sich gegenseitig zu verschlingen.“ Diesen Aberglauben zum seinen machend meinte der Bibelschreiber, verdientermaßen hätten auch die Tiere gehalten müssen. Eben deshalb schließt Jahwe nach der Flut seinen Bund auch mit den vertragsfähigen Tieren: „Siehe, ich errichte einen Bund mit euch und mit euren Nachkommen und mit allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, an Vögeln, an Vieh, an allen wilden Tieren“ 1 Mos. 9, 9—10). Allerdings sind die Raubtiere aus Grasfressern hervorgegangen, nur leider — Millionen und aber Millionen Jahre vor dem Auftreten des ersten Menschen und einer Sintflut. —

„Nein, dieser Wütrich tobt doch, daß' nicht mehr schön ist!“ hörte ich den Wirt irgendwo außer den vier Wänden lärmern und jetzt riß er die Gängtür auf: „Lisbeth, denk! den schönsten Apfelbaum hat er mir soeben mitten entzwei gebrochen wie ein Zündholz.“ „Jesses Maria! der arme, schöne Baum! und die Ruhebank darunter!“ kreischte die Angeredete auf, doch ihr Sammergeschrei ward verschlungen vom saufenden Föhnsturm, der durchs zerbrochene Fenster, schwül und immer schwüler, die Stube anzufüllen begann. —

Müheelos schlug der Brückenbauer der Träume die Brücke zwischen den Bildern zerbrochener Apfelbaumzweige und dem berühmten Delbaumzweig des Flutberichtes, der da sagt: „Hierauf wartete er noch weitere sieben Tage, dann ließ er abermals die Taube aus dem Kasten ausfliegen. Da kam die Taube zur Abendzeit zu ihm und zwar mit einem frischen Delblatt im Schnabel“ (8, 10 ff.). Gewiß ein sonderbar schnell gewachsenes Blatt, etwa zwei Monate nach der Zeit, als noch kaum die höchsten Berge aus dem Flutmeer hervorgeduckt, ein sonderbares Blatt, nach der allgemeinen Wasserzerstörung. Aber es war ein Sinnbild des Friedens im ganzen Altertum: Besiegte, die um Frieden bitten kamen, trugen Delzweige in den Händen; die Neueingeweihten der Samothrakischen Religionsgeheimbünde trugen Delzweige; Plinius schreibt: Man lege Lorbeerzweige dem Jupiter in Schoß aus Freude über neue Siegesnachrichten. „Und dies nicht etwa, weil der Lorbeer ständig grünt, noch weil er ein Friedensbote ist, in beiden Punkten ist ihm der Delbaum vorzuziehen“ (15, 30). In biblischen und heidnischen Schriften kommt der behäuterte Delbaumzweig als Friedensbote vor (z. B. 2 Makkabäer 14, 4; Dion. Hal. 1, 20, Vergil Aen. 8, 116, Livius 24, 30; 29, 16). Der Fabelschmied wollte also ausdrücken: jetzt nach dem Strafgericht ist Gott wieder gut Freund mit euch: soviel ist uns klar. Aber daß eine Taube so grad mir nichts dir nichts ein

so sinnvolles Delblatt erwischt: das ist uns schon minder klar, während eine Bemerkung des Palästinareisenden Furrer das letzte Licht über die Sache verbreitet: „In den Tälern an der Südseite des Ararat gedeiht der Delbaum, dies ohne Zweifel schon in alter Zeit, so daß die Sage von der Taube mit dem Delzweig dran anknüpfen konnte“ (Schenkel, Bibeller. 1, 234).

Völlig so stehts auch mit dem Landungsgebirge Ararat, wo die Arche festsaß. Schon die Art der Landung ist sonderbar genug: „Hundertfünfzig Tage lang waren die Wasser gestiegen (7, 24) und standen zuletzt fünfzehn Ellen über den höchsten Bergen (7, 20); von diesem Tage an nahmen sie ab. An eben diesem Tage saß die Arche fest. Sie war also beim Höhepunkt des Wassers soeben über den Berg dahingeschurrt und saß beim geringsten Fallen des Wassers fest. Demnach hat sie fünfzehn Ellen Tiefgang. Da die Arche dreißig Ellen hoch ist, so hat der Verfasser also gedacht, sie sei gerade zur Hälfte ins Wasser gesunken. Das Ganze ist eine überaus künstlich ausgeklügelte Theorie“ (Gunkel, Gen. 145), aber zugleich eine willkommene Aufhellung der Bibelworte: „Fünfzehn Ellen hoch stiegen die Gewässer, so daß die Berge überschwemmt wurden“ (7, 20).

Ebenso kopfschüttelnswert ist die Angabe desselben Herrn, es ist der Elohist, daß sofort beim Sinken des Wassers die Arche auf dem Araratgebirge festsaß, aber erst nach zweieinhalb Monaten die Spitzen der Berge sichtbar wurden (1 Mos. 8, 14), dann aber, schon nach nicht ganz fünf weiteren Monaten, die Erde völlig trocken war (1 M. 8, 14): eine Zahlenanordnung, die entweder die armenischen Berge (4000—5000 Meter!) wie Zurmäusehäufchen sich vorstellt, oder aber den Landungsberg zum überirdisch hohen Wolken- und Himmelsfräzer macht. — Und die Ursache dieses schnellen Sinkens? „Und Gott ließ einen Wind über die Erde wehen, daß die Wasser sanken“ (1 M. 8, 1). Der Schreiber will seinen Lesern sagen: „Ihr wißt, wie bei uns im Morgenland die heißen Winde die Bäche austrocknen. Auch bei der Sintflut — ihr versteht mich doch?“ Gewiß eine sehr klogige und handgreifliche Vorstellung, nur leider für die Sintflutriesenwasser was ein Nähfaden als Ankertau.

Nach der Sage landete die Arche auf dem Araratgebirge, d. h. an der Südgrenze des heutigen Rußland, gegen die türkische Provinz Erzerum hin, auf einem 16 000 Fuß Höhe erreichenden Gipfel, der dreitausend Fuß weit hinab mit ewigem Schnee bedeckt ist, „so daß im Strahl der Sonne diese Spitze wie eine riesige Silberpyramide weit hinaus in die umliegenden Länder glänzt, vor allem imposant aber die Ebene im Norden und Osten, die 14 000 Fuß unter ihm liegt, beherrscht... Den Bewohnern der Euphrat- und Tigrisländer mußte der große Ararat als der höchste Berg der Erde erscheinen“ (Furrer, im Bibeller. 1, 234). Daß die Sage nicht zufällig, sondern fast mit Notwendigkeit und Zwang erzählen mußte, dort oben seien die Ueberlebenden der Flut gerettet worden, weil sie eben dahin sich zurückgezogen: das will uns leicht in den Kopf, und daß dies eine ältere Form der Sage wird gewesen sein, ganz wie auch die Finder auf ihrem noch höheren Himalaja die Ueberlebenden der Flut gerettet werden lassen. Daß aber, zufällig oder durch göttliche Fügung, die herumsehende Arche gerade dort oben festsaß, wo die Einbildungskraft der Volksfrage die Rettung hinverlegen mußte: das will uns nicht mehr so leicht in den Kopf. —

„Jesus, Maria und Josef! helf uns allen Gott!“ schrie die Magd auf und ließ Messer und angeschälten Kartoffel zu Boden fallen. Ich horchte — was war das gewesen? „Feurio, Feurio!“ heulte es draußen die Gasse hinab. „Wo brennts, um Gottes willen?“ „Zu oberst im Dorf, beim Ratsherrn Bacher.“ „Herr, es

brennt im Dorf, jetzt ist alles hin!“! heulte nun auch die Wirtin, die Stubentür aufreißend, händeringend. Wild begannen jetzt meine Traumgeister durcheinander zu wirbeln, die zwei Frauen verschwanden aus dem Zimmer; einsam saß ich vor meinem Bier und Bibelsolianten. —

In Verlegenheit gesetzt durch allerlei Widersprüche, suchten die Gottesgelehrten der Neuzeit mit der Bibel zu markten. Was die christliche Ueberlieferung von neunzehnhundert Jahren als Ketzerei gebrandmarkt haben würde, wagten sie: von einer Nichtallgemeinheit der Flut zu sprechen. Nur in einigen Morgenländern sollte sie, räumlich begrenzt, stattgehabt haben. Man führte Bibelstellen an, wo das Wort „die ganze Erde“ eben auch nicht die ganze Erde sein könne: so wenn die ägyptisch-Josefische Hungersnot über die ganze Erde sich ausdehnte oder das Evangelium bis an die Grenzen der Erde gedungen sein soll; als hätten jene Stellen nicht einst das Nahrungsholen aus Aegypten, das baldige Weltende beweisen wollen, voll wörtlichen Ernstes! So spielten sie mit zweischneidigen Messern. Entweder schrieb der Schreiber göttlich Eingeegebenes nieder, dann konnte er dies auch, ja mußte es, Zweideutigkeiten vermeidend, wenn seine eigenen geographischen Kenntnisse nicht so weit reichten; oder man betont das Letzte; dann verläßt man bereits den Offenbarungsstandpunkt, behauptend, in einer der wichtigsten Fragen habe der heilige Geist seinem Schreiber nicht nachgeholfen. Was beweisen dann Bibelstellen wie die an Abraham: in dir sollen sich segnen alle Völker der Erde? Kann mans gut brauchen, ist der Mann übernatürlich erleuchtet, meint wirklich die ganze Erde; kann mans nicht brauchen, ja dann will er mit völlig dem selben Worte ganz was andres sagen. Man verschweigt, daß wenn der Schreiber nicht die ganze Erde kannte, er doch die ganze Erde meinte.

Wenn das Wasser über den 16 000 Fuß hohen Ararat emporstieg, mußte es, schon vermöge des Gleichgewichts der Flüssigkeiten und der Erdanziehung, die ganze Erde überschwemmen. Oder standen etwa die Wasser nur über den Euphrat-Tigrisländern so hoch, strack und starr wie eine Mauer? Warum sagt dann die Bibel kein Wort davon? Warum sagt sie das Gegenteil? Und dann wäre ja die Anziehungskraft der Erde aufgehoben gewesen, ihr Lauf um die Sonne wäre aus allen Fugen gegangen, sie hätte mit dreißig Kilometern Sekundengeschwindigkeit ein jähriges Bummelkreischen, von der Sonne weg, ins Weltall angetreten. Aldies Schab!

Die Menschen hätten sich flüchtend in die Höhlen der umliegenden Berge zurückziehen müssen, wo ihre Knochenmassen, vor Wetters Unbill beschützt, erhalten worden wären und — sich keine finden. Dann müßten die angeblichen Sintflutsklamm-Ablagerungen, wie Löf und Gebirder, wahre Mördergruben, wahre Beinhäuser sein, hagel dick durchspickt mit Menschen- und Tiergebein. Aber nichts dergleichen findet sich, und keine Fossilien Spuren solch einer großen, hohen und jahrlangen Flut wollen sich in den Euphrat-Tigrisländern aufreiben lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fürstlein und der Verbrecher.

Nach dem Französischen von Maupassant.*)

Zwischen Frankreich und Italien, an den Ufern des Mittelländischen Meeres, gibt es ein kleines, winziges Fürstentum: Monako. Es hat weniger Einwohner als ein großes Dorf, im ganzen — siebentaufend, und ein winziges Stückchen Land. Aber der Monarch des Fürstentums ist ein echter Monarch. Er hat seinen Palast, hat seine Hofleute, Minister, Bischöfe, Generale und eine Armee.

Zwar ist diese Armee nicht groß, im ganzen sechzig Mann, aber immerhin eine Armee. Die Einkünfte des Monarchen sind gering. Es gibt zwar Steuern, wie überall, sowohl Tabak- wie Wein- und Schnaps- und Kopfsteuern, und obzwar geraucht und getrunken wird, so ist doch die Einwohnerzahl so gering, daß der Monarch seine Hofleute und Beamten ja auch sich selbst nicht erhalten könnte, wenn er kein Extraeinkommen hätte. Dieses Extraeinkommen gibt ihm eine Spielbank im Fürstentume — die Roulette. Es kommen Leute hin und spielen, verlieren, gewinnen, je nachdem, der Inhaber aber hat immer seinen Vorteil. Und von diesem Einkommen entrichtet der Inhaber dem Fürsten große Summen. Große Summen aber zahlt er ihm deshalb, weil nur noch eine solche Spielbank in ganz Europa existiert. Früher gab es ähnliche Spielanstalten auch bei den deutschen kleinen Fürsten, sie wurden aber vor einigen Jahren verboten. Und zwar wurden sie deshalb verboten, weil diese Spielanstalten viel Unheil stifteten. Es kommt jemand hin, fängt zu spielen an, hat Pech, verliert alles, was er hat, verliert auch fremdes Geld noch dazu und ertränkt oder erschießt sich dann aus Verzweiflung. Die Deutschen haben es ihren Fürsten verboten, niemand ist aber da, der es dem Fürsten von Monako verbieten würde, und so hat nur noch er allein eine solche Spielbank.

So gehen denn seitdem alle Spieler zu ihm, bei ihm verlieren sie ihr Geld, er aber hat seinen Gewinn dabei. Von ehrlicher Arbeit werden keine Paläste erbaut. Auch der Fürst von Monako weiß es, daß dies ein häßliches Geschäft ist, was soll er aber tun? Leben muß er doch. Auch ist es nicht besser, von Branntwein- und Tabakeinkommen zu leben. Und so lebt denn dieses Fürstlein, regiert über seine Untertanen, schaufelt sein Geld ein und hat an seinem Hofe alles so eingeführt, wie es die wirklichen mächtigen Herrscher haben.

Er läßt sich ebenso wie diese krönen, macht Ausgänge, teilt Belohnungen aus, straft und begnadigt, hält Paraden und Ratsversammlungen, hat Geseze, Gerichte, alles wie bei wirklichen Herrschern. Nur in einem unterscheidet er, sich von ihnen, daß alles im kleinen geschieht.

Nun, es geschah einmal, — es war vor fünf Jahren — da hat sich im Fürstentum ein Mord ereignet. Die Bewohner des Fürstentums sind ein friedfertiges Volk, zuvor war niemals so etwas geschehen. Die Richter kamen zusammen, alles ganz regelrecht, und hielten Gericht, alles wie sich's gebührt: mit Richtern, Staatsanwälten, Geschworenen, Advokaten. Lange saßen sie zu Gericht und haben dem Geseze gemäß den Verbrecher zur Enthauptung verurteilt. Gut denn. Das Urteil wurde dem Fürsten vorgelegt. Er las das Urteil und bestätigte es. Wenn köpfen, so köpfen. Es war nur ein Uebelstand dabei, — daß es im Fürstentume weder eine Guillotine, noch einen Henker gab. Da berieten sich die Minister und beschloßen, sich an die französische Regierung mit der Anfrage zu wenden, ob die Franzosen ihnen nicht für gewisse Zeit eine Maschine und einen Henker schicken wollten, um einen Verbrecher zu enthaupten, und sie, wenn möglich, im vornherein zu benachrichtigen, mit welchen Kosten die Sache verbunden sei. Das Ersuchschreiben ward abgeschickt. Nach einer Woche kam die Antwort: Maschine und Henker könnten geschickt werden, die Kosten würden im ganzen sechzehntausend Franken ausmachen! Dem Fürstlein wurde Bericht erstattet. Er sann und

*) Aus der „Freien Jugend“. Wir geben diese Quelle an, um daran zu erinnern, daß die (von Dr. Bruno Wille herausgegebene) „Freie Jugend“ keineswegs bloß an die Jugend sich wendet, sondern, wie der Untertitel sagt, an Freidenker-Familien, und also auch den Erwachsenen Anregung, Belehrung, Unterhaltung, Erbauung bringt.